

gewachsen sind, ist -heim ein Singuläres geblieben, ist, wie -kirch oder -zell, ist also nirgends Mehrzahl geworden.

Daraus ergibt sich, daß das fränkische -heim ein für sich bestehendes, einem Sonderzweck dienendes Gehöft innerhalb der Dorfsiedlung gewesen sein muß.

Und damit, daß es namengebend wurde, erweist es sich als Dominium, als Herrschafts- oder Vogtshof.

Das Ortsgericht hieß in den Ämtern der Schwaben-Frankengrenze bis in die neue Zeit „Heimding“ (Heimdinc); der Dorfchultheiß heißt im Württ. Urkundenbuch (5, Ziffer 67) und in der Württ. Forst- und Kastenordnung von 1559 „Heimbürge“. Das schwäbische Idiotikon des Magisters Schmid von 1795 bezeugt in Appenzell das Zeitwort „heimen“, was einzäunen bedeutet, und nennt den umzäunten Platz um das Wohnhaus „Heim“. – Im Schwabenspiegel, dem oberdeutschen Rechtsbuch aus dem 13. Jahrhundert heißt es: „Die Heimsuchung ist, wer mit gewaffneter Hand in eines Menschen Haus laufet.“

Heim ist also, je nachdem, ein Sonderzwecken dienendes oder eingefriedigtes und befriedetes Haus oder Gehöft, keine Sippen- oder Dorfsiedlung.

Da die Ortsnamen auf -heim mit der fränkischen Herrschaft nach 536 aufkamen, war es natürlich, daß sie mit dem Aufhören der fränkischen Oberherrschaft Bedeutung und Respekt verloren. Sie waren unwichtig, wenn nicht sinnlos geworden und verkümmerten.

Unser schwäbischer Volksdichter August Lämmle ist in Obwil aus bäuerlichem Stamm geboren, wir freuen uns besonders, daß wir gerade in diesem Heft, das dem Raum Ludwigsburg gewidmet ist, mit seiner und seines Verlegers freundlicher Erlaubnis den vorstehenden aufschlußreichen Abschnitt aus seinem neuen Buch „Der Goldene Boden“ (Fleischbauer & Spohn, Stuttgart 1953) abdrucken können. Wir weisen auf die Besprechung in Heft 6/1953 der Schwäbischen Heimat hin und empfehlen unseren Lesern das Buch noch einmal aufs wärmste.

Kunsterziehung und Heimatpflege

Von Walther Häussermann

Es war den Heimatbünden wohl von jeher ein Anliegen, neben der Pflege des Überlieferten auch junge Strömungen zu fördern, die auf ihre Weise zur Fortentwicklung des Menschen beizutragen suchen. Die heutige Kunsterziehung, leider durch zwei zermalmende Kriege aufgehalten, kann mit Fug als eine der klarsten derartigen Strömungen bezeichnet werden. Denn trotz verschiedener „Richtungen“ ist man sich in allen Gebieten der bildenden Kunst, Musik, Sprache, Körperbewegung in dem Ziel einig, daß der Mensch im Mittelpunkt jeden Bemühens steht, der heutige Mensch, vor allem der junge Mensch.

Kein Heimatbund wird sein Museum nur deshalb von Staub freihalten, damit die darin aufgestapelten Sehens-

würdigkeiten sich wohler fühlen, keiner wird ein Trachtenfest veranstalten, nur um die alten Trachten wieder einmal auszulüften oder als pure Belustigung. Die Erhaltung von Kulturdokumenten um ihrer selbst willen ist eine Art *Mumienkult*, auch wenn es sich um wertvollste Denkmäler etwa der Baukunst, der Sprache, der Volkskunde handelt. Wer mit solcher Gesinnung an die Kultur herangeht, dem stirbt sie unter den Händen weg! Schon das Hegen und Hüten einer vielleicht noch lebendigen Volkskultur allein aus dem Beweggrund, diese als solche zu retten, ist fragwürdig. (Die ehrfürchtige Bewahrung gefährdeter *Naturdokumente*: Den Landschaften Tieren und Pflanzen gegenüber, die noch nicht der „Kultur“ zum Opfer fielen, haben wir ja eine heilige Verpflichtung. Ebenso nimmt die wissenschaftliche Forschung eine Sonderstellung ein, über deren Problematik hier nicht gesprochen werden soll.)

Der Mensch also ist es, der heutige Mensch, vor allem der junge Mensch, um dessentwillen wir Heimatmuseen entstauben, Trachtenfeste abhalten, Denkmäler vor dem Verfall schützen, eine da oder dort noch vorhandene Volkskultur pflegen. Unser Bemühen um Dokumente kann nur Sinn haben, wenn wir uns fragen, wie diese Dokumente für den Menschen wirksam werden, wie sie ihn formen und bilden, ihn innerlich fördern, ihn eben – kultivieren.

Die Fragen, die sich jeder Heimatbund vorzulegen hat, lauten demnach immer: Auf welche Weise vermag die hohe Gesinnung, wie sie aus den Kulturgütern verblichener Generationen spricht, *unsere* Haltung zu beeinflussen? Wie wird es gelingen, in die fast entmutigende Verrohung und Verwilderung unserer Zeit etwas von der Gesittung, der Demut, der Echtheit und Sauberkeit früherer Zeiten – beileibe nicht aller! – zu tragen? Wie können wir in das schematisierte, mechanisierte Denken der Menge, der fatalistisch gewordenen Jugend, einen Tropfen vom Geistesadel unserer Großen fallen lassen?

Bei solchen Gedanken muß man sich über das Erziehungsziel unserer Tage klar werden. Ziel ist nicht mehr etwa der fleißige Arbeiter, der tüchtige Bauer, der kluge Kaufmann, der Akademiker, die Sozialbeamte, die Lehrerin, die Hausfrau und Mutter... Berufsvorbildung genügt heute nicht mehr allein. Denn die babylonische Sprachverwirrung der Welt kann nicht durch Berufstüchtigkeit gemeistert werden, sondern nur mit *letzten inneren Kräften*. In den noch nicht absehbaren, aber am Horizont sich abzeichnenden Stürmen der Zukunft wird nur eines Bestand haben: *der frei denkende und selbständig handelnde Mensch mit sicherem Urteil, mit schöpferischer Phantasie, mit seelischen Kräften*¹. Nicht ohne geheime Ursache haben wir uns daher – vielleicht fünf Minuten

¹ Keine Angst um die Berufstüchtigkeit! Es versteht sich wohl von selbst, daß eine Persönlichkeit, deren Selbstverantwortung und Gestaltungsvermögen entfaltet wurden, auch im Beruf ihren Mann steht, wahrscheinlich sogar besser als ein mit riesigem Ballast an Wissen befrachteter *Lebensuntüchtiger*, auf „Gehorsam“ Gezüchteter.

vor Mitternacht – auf Rousseau, Pestalozzi, Goethe besonnen, deren „Kulturdokumente“ lebendig wirksam gemacht werden müssen. Will man noch weiter ausgreifen, dann läßt sich feststellen, daß die Welt des (männlichen) Verstandes, des *Tuns*, des Sichtbaren überhaupt, am Ende ihrer Kunst angelangt ist und daß wir auf die Welt der (weiblichen) Seele, des *Seins*, des Unsichtbaren zurückzugreifen haben, um zu bestehen. „Mensch, werde wesentlich...“

Die heutige Kunsterziehung ist zweifellos einer der Bahnbrecher für solch umfassende Menschenbildung, denn sie fordert, daß „das Musische“ nicht mehr als neben- oder gar untergeordnetes *Fach* betrieben werde, sondern als *pädagogisches Prinzip*. Über die zu Anfang genannten Gebiete der bildenden Kunst, Musik, Sprache und Bewegung hinaus – und auch über die Schule hinaus in allen Bezirken, wo es um die Erziehung geht – soll dem heranwachsenden Menschen die beglückende Möglichkeit geboten werden, sein Wissen und Können selbstständig zu erarbeiten, eigenschöpferisch zu gestalten, an Stelle des Kopfes das ganze *Wesen* einzusetzen.

Natürlich kann die Kunsterziehung ihre Arbeit nicht ohne Überlieferung leisten, auch wenn dies bestimmte „Richtungen“ ablehnen. Will man nicht das organische Wachstum des Lebens abhaken, so wird man immer wieder die Kulturdokumente vergangener Zeiten einbeziehen müssen. (Unser Fleisch und Blut ist ja auch nicht ohne das der Vorfahren denkbar.) Freilich darf solches Einbeziehen nicht geschehen im Sinne von sklavischem Nachstreben oder bloß um der Formen willen, wie sich das ziemlich verhängnisvoll bei der versuchten „Wiedererweckung der Volkskunst“ ausgewirkt hat und noch auswirkt. Die eigenständige, freie Ausdruckskraft muß gewahrt bleiben. Dies gilt für die Musik und die Sprachgestaltung ebenso wie für die bildenden Künste. Was wir Heutigen aber unbedenklich an den Gestrigen lernen können, ja, unbedingt lernen sollten, sind insbesondere zwei Dinge: die *zuchtvolle Beherrschung des Handwerks und die untadelige Gesinnung*.

Hier greifen die Aufgaben der Heimatpfleger und die der Kunsterzieher ineinander. Beide können sich wundervoll ergänzen und steigern, tun dies auch schon weithin. Doch wiederum sind es zwei Dinge vor allem, die es zu beherzigen gilt und die Takt vom Erzieher verlangen: Je nach örtlichen Verhältnissen beherbergen unsere Gemeinden bis zur Hälfte Heimatvertriebene. Der Flüchtling muß jede Überbetonung, Überbewertung des eng Heimatgebundenen schmerzlich, wenn nicht kränkend empfinden. Vielleicht ist für manchen Verwiesenen schon das Vorhandensein eines Heimatbundes eine stumme Beleidigung. – Ein anderer Punkt ist die Tatsache, daß die junge Generation großenteils *weltweit denkt und fühlt*, eine begreifliche Folge der weltweiten Verkehrs- und Funktechnik, des Krieges, der Gefangenschaft und nicht zuletzt der politischen Notwendigkeiten. Es muß nicht immer von Materialismus oder Oberflächlichkeit zeugen, wenn die zertrümmerte geographische Heimat

mit all ihren heutigen Unbequemlichkeiten für die Jugend keinen absoluten Wert mehr darstellt. Sind nicht auch unsere größten Dichter und Denker letztlich über ihre Heimat hinausgewachsen?

Achtung vor anderer Einstellung ist also vonnöten, Bedacht, Behutsamkeit sind angebracht, wenn der Kunsterzieher oder Heimatpfleger die reichen Gaben der heimatlichen Kultur darbietet und erläutert. Mögen sie ihm selbst ein unerschöpflicher Born der Freude sein, ein stets sich erneuernder Quell für sein Schaffen, er muß es mit Würde tragen, wenn manchem jungen Menschen, der vielleicht durch die Hölle geschritten ist, das entstaubte Heimatmuseum, das Trachtenfest, das Denkmal nur als Kuriosum erscheint. „An welchen Abgrund hat uns diese ganze sogenannte Kultur gebracht?“ – Mit feinem Empfängsvermögen werden Kunsterzieher und Heimatpfleger im Verein auch in verhärteten Gemütern die Empfangsbereitschaft heben. Im Sinne unserer Ausführungen müssen jene sichtbaren und hörbaren Dokumente „selbstständig erarbeitet“ werden, als Wertmaßstab der eigenen Urteilsbildung dienen, zur ehrfürchtigen Anerkennung handwerklicher Meisterschaft leiten. Ein Keim der adeligen Gesinnung wird sich dann früher oder später auch in kühle Herzen senken.

Schwäbische Verkleinerung

Von Karl Häfner

Die ABC-Schützen lernen in der Schule: chen undlein macht alles klein. Das ist schon für die Schriftsprache nicht ganz richtig, insofern als hier nicht alles erfaßt wird, sondern bloß manche Hauptwörter verkleinert werden können. Und für die Mundart stimmt's mit dem chen nicht, das ihr völlig fremd ist; dafür gilt aber hier das „alles“ fast uneingeschränkt. Das verkleinerndelein, das im Schwäbischen zu le wird, breitet sich hier mehr aus als in jeder andern Mundart. Die mit le verkleinerten Wörter sind bezeichnend für unsere Mundart und geben ihr ein besonderes Gepräge. Sie machen sie gemütlich und gemütvoll, steckt doch in vielen Verkleinerungen der Ausdruck von etwas besonders Liebem, fast Kosendem. So ist es selbstverständlich, daß die guten schwäbischen Dinge, die das Christkindle (nicht Christkind!) bringt, mit diesem le gebildet sind. Gute oder Gutsle, Springerle, Ausstecherle, Albertle, Pomeranzenbrötle, Lebküchle, Zuckerle. Auch manche Mehlspeisen, die wir so sehr lieben, zeigen das le: Spätzle und Knöpfle, Flädle und Riebele, Waffle und Nudle. Ein Viertele oder auch ein Schöpple von einem guten Weinle, und dazu ein Ripple oder ein Knöchle von einem Säule gehören beim Schwaben zu den besonders begehrwerten Genüssen, und deshalb bildet er ihre Namen liebkosend mit le. Vom Schwein ist bekanntlich das Beste, was zwischen dem Rüssle und dem Schwänzle ist; aber auch ein Pärle Saitenwürstle ist nicht zu verachten. Ein bekannter Wein